

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 54 (1958)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes-rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

c) *Wünsche, Verwünschungen, Flüche*

Niesen: I 176 N P. 542; Blitz: II 393 N P. 338; Flüche: *IV 810–811* (cf. *IV 811 Cp*); Fortjagen: V 928 N P. 51; VII 1368 N P. 169.

d) *Verschiedenes*

II 376 N P. 137; IV 684 N P. 311; V 871 N P. 398; VI 1073 N P. 286.

6. *Vergleiche*

Hauptkarte: fluchen wie ... *IV 810–811 e Cp, N*.

a) *Charakter und Verstand*

Neugierig: III 438 N P. 229; gefräßig: III 458 N P. 117; IV 706 N P. 117; IV 718 Cp; V 1027 N P. 115; zornig: III 483 N P. 19; lebhaft: III 494 N P. 51; dumm: III 508 N P. 28, 534; VI 1069 N P. 58; zufrieden: III 623 N P. 170; gutherzig: *IV 710 Cp*; geizig: *IV 711 Cp*; falsch: *IV 715 Cp*; faul: *IV 719 Cp*; VIII 1583 N P. 222; unruhig: VIII 1507 N P. 73; arbeitsscheu: VIII 1583 N P. 117.

b) *Eigenheiten und Eigenschaften*

- Körperbeschaffenheit und -funktionen: breit: I 124 P. 128; rülpfen: I 173 N P. 412, 615, 616; hässlich: *I 183 Cp*; dick: I 184 N P. 41, 234; mager: *I 185 Cp*; VIII 1497 N P. 71; stark: *I 186 Cp*; blind: I 188 N; taub: *I 190 Cp*; blind: III 451 N P. 199; blaugefroren: III 472 N P. 51; klein: III 487 N P. 339; sich wohlbefinden: III 526 N P. 7; zittern: III 586 N; schnarchen: *IV 654 Cp*; nackt: *IV 670 Cp*; husten: IV 693 N P. 193; heiser: IV 698 N P. 189; schlafen: VI 1140 N P. 259; fallen: VII 1259 N P. 569; VIII 1623 N P. 117; trinken: VII 1332 Cp P. 28, 31, 58; krummbeinig: VIII 1507 N P. 532.
- Eigenschaften von Dingen (auch Menschen): bitter: I 140 N P. 117; IV 692 N P. 282, 436; kleben: II 210 N P. 73; schwer: II 407 N; arm: III 475 N P. 117, 339; leicht: III 498 N P. 146; schwarz: III 502 N P. 259; brennen: III 575 N P. 340; teuer: IV 842 N P. 115; gesalzen: V 1021 Cp P. 71; zerbrechlich: VI 1139 N P. 365; weiss und rot: VII 1360 N P. 523; VIII 1575 N P. 453; leicht: *VIII 1580 Cp*; rund: VIII 1581 N P. 271; hart: *VIII 1582 Cp*.

7. *Gergowörter*

I 13 N P. 320; I 19 N P. 320; I 48 N P. 73; II 213 N P. 132; II 252 N P. 132; IV 725 N P. 371; IV 799 N P. 565; V 1008 N P. 132; V 1009 N P. 132; VI 1068 N P. 73; VI 1081 N P. 121; VI 1097 N P. 73; VI 1122 N P. 73; VI 1132 N P. 73, 648; VII 1313 N P. 132; VII 1340 P. 132; (II 334 e 335 N P. 369).

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Paolo Toschi

in seinen beiden neuesten Veröffentlichungen

Paolo Toschi, «Rappresaglia» di studi di letteratura popolare. Firenze 1956. 269 S. (Biblioteca di «Lares», 1).

Paolo Toschi, «Fabri» del Folklore. Ritratti e ricordi. Roma 1958. 215 S. (Istituto di storia delle tradizioni popolari. Nuova serie di studi e testi).

Toschi, Inhaber des Lehrstuhles für Volkskunde an der Universität Rom, nimmt durch seine für zwei Hauptgebiete der Volksliteratur grundlegenden Werke – «Fenomenologia del canto popolare» (1948–51) und «Origini del teatro italiano» (1955) – eine zentrale und zugleich verbindende Stellung in der modernen volkskundlichen Forschung ein. Die ihm als Sohn der Romagna angeborene lateinische Klassizität und der berechnete Stolz des Italiens auf ein unvergleichlich reiches und lebendiges Überlieferungsgut hindern ihn nicht an der positiven Auseinandersetzung mit der nordisch-amerikanischen Folkloristik

oder auch mit den neuesten Produkten der Sowjetethnologie. Von der römischen Mitte aus gewinnt er zu den europäischen und aussereuropäischen Gegensätzen die rechte Distanz.

Verbindend steht er nicht nur im Raume, sondern auch in der Zeit, indem er ritualistische und sogar mythologische Herleitungen des Volksgutes, etwa des Theaters, mit den modernen psychologischen und funktionalistischen Betrachtungsweisen in fruchtbaren Einklang zu bringen weiss, ohne den persönlichen Standpunkt aufzugeben. Wir verzeihen es ihm, dass er die Seite des italienischen Volkslebens, welche uns der veristische Film oder Roman zeigt, nicht zum Gegenstand seiner Forschung macht.

Die starke Wirkung seiner lebensvollen Persönlichkeit, seiner vermittelnden und anregenden Wirkung, tritt sehr deutlich in Erscheinung in den beiden angezeigten Sammelbänden.

Die «Rappresaglia» – eher eine verbindend-verbindliche Sammlung «kleiner Schriften» als eine offensive Streitschrift, wie ihr Titel vermuten liesse – wird eingeleitet durch die «Nuovi orientamenti», eine Art von folkloristischem Glaubensbekenntnis, erwachsen aus einer 1950 gehaltenen Vorlesung: Die Lehren von Bédier und John Meier, von Naumann und Hoffmann-Krayer, der hitzige Streit um Individuum und Gemeinschaft, um Produktions- und Rezeptionstheorie führen Toschi zu sieben klärenden und vermittelnden, wenn auch nicht abschliessenden Thesen, die sich ebenso freihalten von der romantischen Verherrlichung von Volk und Volksdichtung wie von ihrer völligen Abwertung.

Die folgenden Teile des Bandes sind meist situationsbedingte Diskussionsvoten oder Besprechungen. In den «Rapporti tra regione e tradizione popolare» fällt ein Seitenblick auf die bisher in Italien wenig gepflegte geographische Methode, und es wird der Wunsch nach einem Volkskundatlas ausgesprochen. Unter den «Studi sulle fiabe», den Märchenstudien, findet sich eine referierende Kritik des sowjetfolkloristischen Werkes von V. J. Propp, «Le radici storiche dei racconti di fate» (ital. Übersetzung bei Einaudi, Torino 1949), in der ein deutlicher Hinweis auf die unvermeidlichen marxistischen Scheuklappen des Verfassers ebensowenig fehlt wie die Anerkennung des Diskutablen; (dieses ist allerdings grösstenteils nicht neu, sondern bei Peuckert, Naumann u.a. zu finden).

Nach mehr literarhistorisch orientierten Auseinandersetzungen folgen zwei wichtige Beiträge zur Totenklage, des «pianto funebre», die einerseits den Kampf der Kirche gegen das Klagen, andererseits die Beeinflussung der volkstümlichen Nenzen durch literarische und kirchliche Gattungen zeigen, mit Beispielen, mit einer Bibliographie und mit wertvollen Hinweisen auf ältere literarische Zeugnisse zum Totenbrauch. «La questione dello strambotto» diskutiert die Zusammenhänge von archaischen spanischen, bzw. mozarabischen Volksliedformen mit dem italienischen Strambotto. Die Geschichte dieser volkstümlichen Gattung seit dem Mittelalter und die Forschungssituation wird beleuchtet in der erstmalig veröffentlichten Arbeit «L'attuale dibattito sul canto lirico monostrofico popolare». Diese einfachsten Formen kommen als *karghias*, *refrains*, *respit*, *estribot*, *strambotto* seit dem Mittelalter in der ganzen Romania neben der höfischen Dichtung vor. Toschi stellt sich, auch angesichts der arabischen Einflüsse, auf den Standpunkt der Polygenese des Strambotto.

Der andere uns vorliegende Band, «Fabri» del Folklore, zeigt nicht weniger vielfältig, geistreich und persönlich den inneritalienischen Aspekt der Folkloristik, speziell der Volksliedforschung. Beiträge zum biographisch-wissenschaftlichen Bild bedeutender Folkloristen lassen durch Photos, Lebensbilder, Nachrufe, wissenschaftliche Würdigungen und Briefwechsel einen Blick tun in die Werkstatt von Forschern und Menschen. In der Reihe der Namen – Giusti, Menghini, Zanazzo, Finamore, Pavolini, Barbi, Bertoni, Giannini, d'Amato, Pasquali, Crocioni, Pratella, P. S. Leicht, Pelaez, Petazzoni – ist der von Benedetto Croce jedem Gebildeten bekannt, nicht aber seine vielfältige und durchaus nicht nur indirekte Wirkung auf die Erforschung und ästhetische Wertung der Volksliteratur, nicht zuletzt auf die auch bei uns spürbare Neueinschätzung von Vicos «Scienza nuova». (Zum Thema Croce und die Volkskunde vgl. auch Cocchiara, «Storia del folklore in Europa».)

Unter den übrigen, dem Ausland mehr oder weniger bekannten Persönlichkeiten, nimmt Michele Barbi, der Danteforscher, Volksliedsammler und Verfasser der «Poesia

popolare italiana» (1939) als Lehrer Toschis einen liebevoll eingeräumten Platz ein. «Il mio 'apprendistato' con Michele Barbi» und «La mia tesi con Pio Rajna» geben Einblick in die Lehrjahre eines Volksliedforschers, der seinen Weg, den er mit der Dissertation bei Rajna «La poesia popolare religiosa in Italia» (1919) angetreten hat, bis heute folgerichtig und erfolgreich fortsetzt.

Richard Weiss

Religiöse Volkskunde

Von Rudolf Kriss, Berchtesgaden/München, dem derzeit führenden Fachmann auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde, liegen vier Publikationen zur Wallfahrts- und Votivforschung vor. Sie zeugen für die ausserordentlich rege, fruchtbare Tätigkeit dieser Forscher- und Sammlerpersönlichkeit in den Nachkriegsjahren. Ausschliesslich mit eigenen Mitteln arbeitend, hat damit Kriss seinem Fach wesentliche inhaltliche Vertiefung, nicht nur räumliche Horizonterweiterung verschafft. Das ist natürlich auch seiner einzigartigen Sammlung zugute gekommen, deren Einzugsgebiet über die Alpenländer hinaus auf Westeuropa, Irland und Spanien, das Mittelmeerbecken und neuestens sogar bis zu den mohammedanischen Randgebieten (Türkei, Ägypten, Sudan) ausgeweitet wurde.

Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten. 3 Bände. München-Pasing, Filser Verlag, 1953, 1955, 1956. 1009 S.

Dieses nun auf drei Bände angewachsene Werk ergänzt und erweitert die beiden schon 1931 vom gleichen Verfasser herausgegebenen wegleitenden Bücher «Volkskundliches aus Altbayrischen Gnadenstätten» und «Die religiöse Volkskunde Altbayerns». Bildeten jene Wallfahrtswanderungen gewissermassen einen Auftakt für die moderne Feldforschung auf diesem Gebiet, so stellt sich die vorliegende Neuausgabe als das Ergebnis zwanzigjähriger persönlicher «Inventarisierungstätigkeit» in dem als dichteste europäische Sakrallandschaft besonders ergiebigen bayrischen Raum vor. Die vom Verfasser erstrebte Vervollständigung des Materials zeigt sich bezeichnenderweise darin, dass nicht nur mehr Mirakelbücher als historische Quelle herangezogen wurden, sondern in weit stärkerem Masse noch dem lebendigen Kultbrauch Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So sind bei der ausführlichen Beschreibung der vielen «heiligen Orte», ihrer Opfergaben und Opfergebräuche, zahlreiche neue Wallfahrten einbezogen, sogenannte seit ca. 1950 lebendige Flüchtlingswallfahrten.

Während Band I Oberbayern gewidmet ist, umfasst Band II das an kleinen unbekannteren, aber volkskundlich desto ergiebigeren Kultstätten reiche Niederbayern, erweitert durch die brauchtumsmässig zusammengehörigen Nachbargebiete: südliche Oberpfalz und österreichisches Innviertel. Neben diesem aus dem Erlebnis unzähliger Studien und Sammelfahrten, die gewiss manche interessante Votivgabe vor dem Zerfall gerettet haben, gewonnenen, persönlich geprägten Itinerar, gibt uns Kriss im umfangreichsten dritten Band die wertvolle systematische Einordnung seines vielschichtigen Materials. Es dient ihm dazu, ergänzt durch vergleichende religionsgeschichtliche Hinweise, die charakteristischen Grundzüge des europäischen Wallfahrtsbrauchtums herauszuarbeiten. Zudem ist es dem Verfasser ein Anliegen, in seiner «Theorie des Wallfahrtswesens» sich nicht nur auf die Deutung der verschiedenen Kultphänomene (Baumkult, Quellenkult, nebst ganz absonderlichen Kultübungen) zu beschränken, sondern einleitend eine Klarstellung der Grundbegriffe für die Volksglaubensforschung zu bieten. Er steht damit auf dem Boden einer phänomenologisch-psychologischen Betrachtungsweise, wobei kritische Auseinandersetzung mit den uns heute wirklichkeitsfremd erscheinenden evolutionistischen Theorien Hand in Hand geht mit gründlicher Verarbeitung der neueren Literatur. So stellt diese, einem lebendigen Funktionalismus verpflichtete Wallfahrtsvolkskunde, weil sie im Grundsätzlichen weit über Bayern hinausgreift, geradezu ein persönlich geprägtes Handbuch der religiösen Volkskunde dar, das sowohl der Orientierung im Gelände wie auch dem historischen und psychologischen Verständnis der Materie dienen kann.

Vier Übersichtskarten vermitteln einen Begriff von der geographischen Verbreitung der verschiedenen Votivalien, zudem wurde das ausführliche Register ergänzt durch einige, die örtlichen Befunde mit der Systematik verbindende Sachlisten. Zu bedauern bleibt nur,

dass die Klischees im so notwendigen Bildanhang teilweise fast unbrauchbar schlecht und unscharf ausgefallen sind.

Rudolf Kriss und *Hubert Kriss-Heinrich*, *Peregrinatio Neohellenica*. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien. Wien, 1955. 231 S. 126 Abb. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 6).

In diesem bildmässig schön ausgestatteten Band sind die Ergebnisse und lebendigen Eindrücke von vier Studienreisen niedergelegt, welche den Verfasser in den orthodoxen Raum führten. Vorausgeschickt werden grundsätzliche Bemerkungen über «Votive und Weihegaben» in der griechisch-orthodoxen Kirche, welche dort viel zahlreicher geopfert werden als im römisch-katholischen Bereich. Kriss stellt bei diesen Votivgaben eine «auffallende Gleichförmigkeit» fest, die er aus dem Verbot der plastischen Heiligendarstellung im orthodoxen Kult erklärt. Während man unter den Opfergaben der Alpenländer sehr oft Zeugnisse schöpferisch gestalteter Volkskunst finden kann, fehlen in Griechenland gemalte Votivtafeln fast ganz, dafür steht eine Flut von serienmässig für den Massenbedarf hergestellten, lediglich bildgepressten Silberblechtäfelchen («Tammata»). Andererseits unterliegen gerade die Weihegaben auf den Jonischen Inseln stark italienischem Einfluss (Schiffsvotive), was den Unterschied zwischen den beiden Kirchen im Votivwesen etwas verwischt. Da die Verfasser verschiedene Wallfahrtsfeste («Panagiri») selbst mitmachten, ist die Schilderung jener Inselheiligtümer (z.B. Tinos) besonders anschaulich ausgefallen: Besessenenheiligtümer, Schlangenheiligtum. Die starke Bereitschaft für Wunder auch in der Gegenwart (vergleiche die fast gleichzeitige Untersuchung der Erscheinungen von Heroldsbach durch Kriss) zeigt der Fall jenes Mädchens, das vom Grab eines Heiligen unter der Kirche mit darin befindlichem Ikon träumt, welches dann auch wirklich gefunden wird. – Im Anhang bespricht Leopold Schmidt noch den, im österreichischen Volkskundemuseum befindlichen sogenannten Votivbaum von Tinos, dessen Funktion er im Zusammenhang mit den Forschungen von Kriss als Votiv-Baumleuchter richtigstellt. (Vgl. jetzt dazu G. A. Megas, *Österr. Ztschr. f. Volkskunde* 61, 55 f.).

Rudolf Kriss, Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien. Sonderdruck aus: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, 1957, Heft 2. 31 S. mit 39 Aufnahmen von Hubert Kriss-Heinrich.

Wiederum ein Erlebnisbericht jenes Streifzuges von 1954, der diesmal dazu diente, dem insularen Votivwesen im Zusammenhang mit dem Wallfahrtsbrauchtum auf die Spur zu kommen. Bei einigen, noch auf antike Heilbrunnentradition zurückreichenden kleinen volkstümlichen Wallfahrtskirchen stellt sich die Frage der Kontinuität der *Peregrinatio* seit der Antike, sowie diejenige des spanischen Einflusses bezüglich gewisser Kultbilder. Kriss erinnert dabei an eine «besondere Affinität für das Votivbrauchtum» bei der sardischen Urbevölkerung, indem er auf die berühmten Bronzevotive der kulturell eigenständigen Nuraghenzeit verweist. Der Werkstoff, aus dem die Organmotive (auffallend häufige Brustvotive) gestaltet sind, ist merkwürdigerweise nicht Silberblech sondern Wachs. Ein weiteres altertümliches Relikt bildet der, noch in heutigen Prozessionen von geschmückten Ochsen gezogene Kultwagen.

Rudolf Kriss, Eisenopfer. Das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte. München, Bayerische Landesstelle für Volkskunde, 1957. 75 S., 56 Abb. auf 31 Taf. (Volks Glaube Europas, 1).

Solche eiserne Votivgaben, als sogenannte «Identifikationsopfer» vor allem Vieh, manchmal auch Menschenfigürchen, seltener Körperteile oder gar Geräte in stark stilisiertem Kleinformat darstellend, welche weitaus am dichtesten in Bayern und den Alpenländern: Steiermark, Kärnten vorkommen, oft als Attribute des Leonhardskultes, sind aus der Schweiz fast keine bekannt. Der Streufund, den seinerzeit Ernst Baumann im Sundgau machen konnte, ist darum doppelt beachtenswert, markiert er doch mit spärlichen ähnlichen Belegen aus dem Elsass und aus Belgien die westliche Grenze für die räumliche Verbreitung der Eisenvotive; Ungarn und Jugoslawien bilden sie im Osten, dazu hat Kriss noch ein, vermutlich durch bayrische Kolonisation via Südtirol, eingewandertes Unicum bei Verona festgestellt. Der Verfasser widmet denn auch diese erste Lieferung seines

Sammlungskataloges, welche mehr ein Schaubuch als eine Spezialuntersuchung sein soll, sympathischerweise dem Andenken Ernst Baumanns. Neben den durch Ausgrabungen aufgehellten Problemen der Verbreitung und Herkunft solcher eher seltener Opfergaben geht er auf die Beschreibung ihrer Technik, sowie auf die Frage des Alters ein. Es schälen sich dabei Entwicklungsstufen heraus und man erhält Einsicht in eine differenzierte Formenskala, von den vollplastischen, mehr oder weniger originell aus einem Eisenstück herausgeschmiedeten Tierfiguren bis zu den «Verfallsprodukten» der bloss noch «blechgeschnittenen Profilstücke». Während gerade die Eisentiere ihrer «das künstlerische Empfinden unmittelbar ansprechenden Gestalt» wegen als besonders auffällige, originelle Votive Aufmerksamkeit erregten und in der zeitgemässen Begeisterung für alles «Primitive» ästhetische Wertschätzung als Volkskunst gefunden haben, sind ihre schematischen Nachzügler nur noch letzte Zeugen für das Schwinden jenes speziellen Votivkultes seit Kriegsende.

Den Zusammenhang der Eisenopfer mit dem Leonhardskult sieht Kriss ohne ausschliessliche Beschränkung auf die Person dieses vorwiegend bayrischen Volksheiligen lediglich in dessen Gefangenenspatronat; der Eisenvotivkult erscheint ihm als Brauch der bayrisch-alemannischen Stämme und nicht als eine ursprünglich mit einem bestimmten Heiligen verknüpfte Kultübung. Während es dem Verfasser gelingt, eine Brücke zu schlagen zwischen den beiden alpenländischen Formengruppen, bleibt das Kontinuitätsproblem des Zusammenhangs zwischen vorchristlichem und mittelalterlichem Eisenvotivbrauchtum sowie die gegenseitigen Bezüge nord- und südalpiner metallischer Opfergaben mehr im Hypothetischen befangen. Auf die Fortsetzung des Katalogwerkes der Sammlung Kriss darf man freudig gespannt sein.

W. Tobler, Stäfa

Rechtliche Volkskunde

Hermann Baltl, Rechtsarchäologie des Landes Steiermark. Graz-Köln, Hermann Böhlau Nachf., 1957. 144 S., 24 Taf. mit 82 Abb. 8°. (Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, 1).

Der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt¹ Grazer Rechtshistoriker beschreitet mit seiner «Rechtsarchäologie» eines österreichischen Bundeslandes neue Wege, so dass sich – auch im Hinblick auf schweizerische Fragen – eine eingehendere Würdigung des auch in seiner äusseren Gestalt hübschen Buches aufdrängt. Mit Arbeiten über «Rechtsaltertümer» werden wir seit den Zeiten Jakob Grimms² in Rechtsgeschichte und Volkskunde reich gesegnet; die Grösse des Altmeisters germanistischer und rechtsarchäologischer Forschung ist nie mehr erreicht worden, mögen spätere noch so viel neues Material gesammelt und dem bei Grimm verwerteten hinzugefügt haben³. Erst eine echte Erneuerung dieser Richtung rechtshistorischer Arbeit durch Karl v. Amira⁴ brachte auch eine Neubelebung, zugleich aber auch die Erkenntnis, dass die Arbeit sehr viel schwieriger ist, als die Älteren sie sich dachten und viele naiv ans Werk gehende, gutwillige Rechtslaien auch heute noch glauben mögen. Zeigt sich doch, dass es fast noch leichter ist, die urkundlichen Ausprägungen der Rechtssetzung und Rechtswirklichkeit zu verstehen, als dasjenige in seinem echten Sinngehalt zu erfassen, was sozusagen hinter dem Rechtsdenken früherer Perioden steht: das Sinnbildliche, Symbolische, Wahrzeichenhafte, dessen intuitive Erfassung wir längst verlernt haben, wie ja leider überhaupt jede hoch entwickelte Rechtsordnung den Sinn für die urtümlichen und vorrationalen Elemente des Rechtslebens

¹ Vgl. H. Baltl, *Rechtliche Volkskunde und Rechtsarchäologie als wissenschaftliche Begriffe und Aufgaben*: SAVk 48 (1952) 65 ff.

² J. Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer* (1899⁴; jetzt als Neudruck, Berlin 1956, wieder zugänglich).

³ Etwa H. Zoepfl, *Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts* (1860/61). E. Osenbrüggen, *Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte* (1881).

⁴ Vor allem in seinen Monographien über den Stab (1909), über die Bilderhandschriften der Rechtsbücher (1905) und über die germanischen Todesstrafen (1922). Dazu K. v. Amira u. Cl. v. Schwerin, *Rechtsarchäologie I* (1943; mehr nicht erschienen).

zu verlieren scheint¹. In den letzten Jahrzehnten wurde dann durch engere Berührung mit der Volkskunde Entscheidendes erreicht: Eberhard v. Künssberg setzte gegen allerlei Widerstände der Rechtsdogmatiker den Begriff der «Rechtlichen Volkskunde» durch, wobei er bei Hans Fehr einen formgewandten Helfer, bei Karl Frölich einen unermüdlichen Sammler, bei Eugen Wohlhaupter einen liebevollen Fortsetzer und Ergänzter fand². Auch der Berichtersteller hat sich monographisch und methodologisch zu Wort gemeldet³ und neuerdings hat die Schweiz neben Josef Bielander und Louis Carlen in der Person des Zürcher Privatdozenten Ferdinand Elsener einen aufmerksamen Beobachter rechtsarchäologischer und rechtlich-volkskundlicher Erscheinungen gefunden⁴. Baltls neuer Weg, von dem wir sprachen, geht über eine neue Begriffsbestimmung zu einem in dieser Form neuen Ziel, indem er mit einer wirklichen Bestandsaufnahme Ernst macht⁵.

Der eigentlichen Sammlung sind allgemeine Erörterungen vorangestellt. Zunächst gilt es, in der Einleitung den Begriff der «Rechtsarchäologie» für die Zwecke der Sache erfassung zu bestimmen. Die Kernfragen wurden von Baltl schon in seinem vorhin genannten Beitrag erörtert. Die praktische Sammlertätigkeit hat ihm aber weitere Probleme auferlegt; denn sinnvolles Sammeln setzt voraus, dass man weiss, was und wozu gesammelt werden soll. Es bleibt bei der Trennung in Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde, wenn auch eine strenge, etwa juristisch-dogmatische Scheidung unmöglich und eher unerwünscht erscheint. Als Aufgabe der Rechtsarchäologie wird jetzt verstanden «die Bearbeitung der gegenständlichen Ausdrucksmittel und Werkzeuge des Rechtslebens» (S. 19), wobei aber an den Grenzen und Rändern nicht engherzig verfahren und manches aufgenommen wird, was anderwärts etwa der Symbolforschung oder der Volkskunde des Wirtschaftslebens zugewiesen wurde. Es ist nicht möglich, an diesem Ort über die begriffliche Klärung zu rechten und etwa ein Wort zur Rechtfertigung des von Baltl perhorreszierten Begriffes des «Zeichens» («Rechtswahrzeichens» u.ä.) zu sagen oder gar sich mit ihm und anderen⁶ über die schillernden Vokabeln «Symbol», «Symbolik» usw. auseinanderzusetzen; vielmehr sei lediglich festgestellt, dass sich seine Überlegungen hören und lesen lassen und dass sie seine sammlerischen Bemühungen tragen. Das letzte Wort ist zu diesen Dingen jedenfalls noch lange nicht gesprochen; das weiss niemand besser als Baltl selbst. – Für die viele Einzelfragen klärenden und das gesammelte Material selbst erschliessenden Erörterungen der folgenden Abschnitte der Einführung nimmt Baltl eine Gruppierung in sieben Gebiete vor: Amtsgebäude und Rechtsorte; Amtsgeräte; Strafvollzug, Folter, Asyle; Hoheit; Mass und Gewicht; Grenze; Zunft (S. 26, 28ff.). Auch hier handelt es sich mehr um Ordnungsprinzipien als um begriffliche Sonderungen, und das mit Recht. Die Sammlung selbst verzichtet sodann (S. 63ff.) in ihren

¹ Dazu etwa F. Beyerle, *Der Entwicklungsgedanke im Recht* (1938).

² E. v. Künssberg, *Rechtliche Volkskunde* (1936). H. Fehr in zahlreichen Arbeiten, vor allem in der Trilogie: *Das Recht im Bilde, Die Dichtung im Recht, Das Recht in der Dichtung*. K. Frölich im immer wieder erneuerten Ruf nach einem Atlas der Rechtlichen Volkskunde und in seiner Schriftenreihe «Arbeiten zur rechtlichen Volkskunde». E. Wohlhaupter, *Beiträge zur rechtlichen Volkskunde Schleswig-Holsteins* (1940).

³ Im Buch über den Pranger (1935), in der Schriftenreihe «Das Rechtswahrzeichen» (1939ff.) und in Festschrift John Meier (1949).

⁴ In Vorlesungen über Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde und in Zusammenarbeit mit Richard Weiss.

⁵ K. Frölich, der an eine allgemeine Sammlung im ganzen deutschen Sprachraum dachte, setzte zwar ebenfalls bei einzelnen Grosslandschaften an, unterschätzte aber offensichtlich die Schwierigkeiten einer umfassenden Bestandsaufnahme. E. Wohlhaupter ging doch wohl zu früh an die Auswertung, bevor sein niederdeutsches Material sorgsam gesammelt war.

⁶ Zum Beispiel mit P. E. Schramm, der in seinem dreibändigen Kolossalwerk über «Herrschaftszeichen und Staatssymbolik» (1954ff.) zwar nicht im Titel, wohl aber im Text den Begriff des Symbols nach Möglichkeit vermeiden will.

553 Nummern steirischer Rechtsaltertümer, die der «Rechtsarchäologie» zugerechnet werden, auf solche Zuweisungen und begnügt sich mit der alphabetischen Reihenfolge nach den natürlichen Bezeichnungen der Gegenstände, und schliesslich trägt auch das «Sachregister zum Text» (S. 139 ff.) zur undogmatischen Erschliessung des Materials bei. Man kann also nicht sagen, dass dem Bedürfnis des Juristen nach begrifflicher Distinktion zu stark nachgegeben worden sei.

Nun aber zur Sammlung selbst! Sie ist höchst reichhaltig, was zunächst für Eifer und Umsicht des Sammlers spricht, während ein Vergleich mit anderen Ländern Österreichs oder etwa mit der Schweiz mangels hinreichender Vorarbeiten nicht möglich ist. Reichhaltig jedenfalls, wenn man, von einzelnen Gegenständen ausgehend, das Gebotene überblickt. Ein halbes Dutzend erhaltener Galgen sind mehr, als die Schweiz aufzuweisen hat; bei meinen Prangerstudien wurden mir zwei steirische Denkmäler bekannt, während sich jetzt deren dreizehn herausstellen. Starke Beschränkung legt sich Baltl bei den Grenzzeichen auf, indem er sich mit typischen Formen begnügt; hier wäre meines Erachtens etwas mehr wohlangebracht gewesen. Reich ist das Verzeichnis der Amtsgebäude, der Insignien, der Strafwerkzeuge, der Zunftgeräte. Löblich das Bemühen, die Gegenstände nicht nur zu nennen, sondern auch in etwa, wenn auch nur kurz, zu beschreiben und etwas von ihrer örtlichen Geschichte und Bedeutung mitzuteilen. Das Material ist durchweg relativ jung; ins eigentliche Mittelalter geht so gut wie nichts zurück, wenn auch wahrscheinlich ist, dass bei starker Kontinuität der Formen vieles auf ältere Bilder und Vorbilder zurückzuführen ist. Nach der Gegenwart hin ist um 1850 eine vernünftige Grenze gezogen, allerdings mit einigen Durchbrechungen (z. B. bei den Universitätsinsignien). Schön und anschaulich, auch in den Bildern, sind Truhen und Laden, aufschlussreich Freiungszeichen mit Schwerthand, Gebots- und Verbotstafeln, Gerechtigkeitsbilder und -statuen. Siegel und Wappen sind ausgelassen, Fahnen und dgl. nur dort erwähnt, wo es sich um wirkliche Rechtsinsignien handelt. Das Gesamtbild jedenfalls zeigt eine wohltuende, weil nirgends überladene Fülle und den Reichtum eines Landes, das mit alter zentraler Führung die landschaftliche Eigenart, das Örtliche und Besondere mit der Einheit verbindet. Die 82 Abbildungen sind durchweg deutlich, in den meisten Fällen trefflich und bis hin zum Kunstwerk und Kunstwert schön.

Der fleissige und liebevolle Bearbeiter dieser ersten, echten landschaftlichen Sammlung rechtsarchäologischer Gegenstände hat viele freundliche Helfer gefunden, wenn auch die von ihm mit normiertem Fragebogen veranstaltete Enquête nicht überall auf volles Verständnis stiess. Das Buch wäre nicht, jedenfalls nicht so reich und in so schönem Gewand, erschienen, wenn nicht der Verfasser selbst landauf, landab gezogen wäre, um alles und jedes in eigenen Augenschein zu nehmen. Das kostet Zeit und Geld. Und dies gibt zu einigen Überlegungen und zu einigem Insichgehen Anlass. Der gewiss nicht übermässig reiche österreichische Staat, Bund und Land, haben offenbar recht tief in den Beutel gegriffen, um die Arbeiten zu ermöglichen und um das Buch dem Verlag schmackhaft zu machen. Die Baltische Sammlung ruft geradezu nach Nachfolgern, nicht nur in Österreich, auch in der Schweiz. Vielleicht wäre es angebracht, da und dort auf die Splendiddität amtlicher Stellen hinzuweisen, wenn man daran denken sollte, etwas Entsprechendes für die Schweiz zu veranstalten. Und man sollte daran denken! Die Schweiz mit ihrem ausgeprägten, föderativen Rechtsleben dürfte, wenn nicht alles trägt, eine Fundgrube rechtsarchäologischen Wissens darstellen, wenn man eben nur wüsste, was denn nun wirklich überall vorhanden war und vorhanden ist. Einst, vor nahezu einem Jahrhundert, konnte Eduard Osenbrüggen, ein von weither kommender Jurist, der staunenden Welt berichten, was es an Rechtsaltertümern in der Schweiz noch zu sehen gebe – ähnlich wie ein Menschenalter zuvor Jakob Grimm rund einen Band mit schweizerischen Weistümern füllen konnte. Wenn inzwischen aus diesem einen Band in der Sammlung schweizerischer Rechtsquellen viele, jeder einzelne stattlicher als der eine Grimmsche Band, geworden sind: sollte es ähnlich nicht auch mit den Rechtszeichen gehen? Dazu noch eine Beobachtung, die auch Baltl für sein Arbeitsgebiet gemacht hat: es ist hohe Zeit zu solcher Sammlung, weil jährlich und täglich Gegenstände des Rechtslebens verloren gehen. Die Juristen für

sich allein werden es nicht schaffen; sie brauchen hier die Volkskunde als sachkundige Helferin und, wo es um das allgemeine Verständnis geht, als ehrliche Maklerin.

Karl S. Bader, Zürich

Zeitschriften

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Hrsg. von *Karl Meisen*. 8. Jahrgang, 1957 (erschienen 1958). Bonn, Ferd. Dümmler Verlag. 274 S., 36 Taf.

Der einleitende Aufsatz, welcher das Gebiet der Sachvolkskunde beschlägt, stammt von *August Mahr* in den USA; er schildert die Herkunft und Bedeutung der deutsch-pennsylvanischen Scheunenzeichen. Es ist sehr verdienstlich vom Verfasser, uns mit diesen interessanten Scheunen bekannt zu machen, welche in einem eng begrenzten Raum Deutsch-Pennsylvaniens vorkommen. Selbstverständlich liegen Zusammenhänge mit der Heimat auf der Hand. Diese hätten nun allerdings vom Verfasser viel sorgfältiger untersucht werden dürfen, oder dann hätte er bedeutend zurückhaltender in seinen Verallgemeinerungen sein sollen. Wenn er z.B. auf Grund einer einzelnen ihm bekannten Buchstelle behauptet, die Schweizer hätten Sternzeichen nur an den Wohnhäusern, «aber keinesfalls an ihren Scheunen» (S. 22), so entspricht dies nicht den Tatsachen und schon ein Blick in einige Heimatbücher hätte Mahr die Unrichtigkeit seiner Feststellung zeigen dürfen. So finden sich noch weitere Verallgemeinerungen, welche der Verfasser auf Grund eines einzelnen Objektes oder einer einzigen Literaturstelle zieht. Die Arbeit von Karl Theodor Weigel über Ritzzeichnungen in Dreschtennen des Schwarzwaldes (Beiheft 1 der NF von «Wörter und Sachen») wird überhaupt nicht herangezogen. Es soll mit diesen Einwänden aber nicht bestritten werden, dass des Verfassers Aufsatz eine anregende Lektüre bildet.

Ein Gebiet, welches in den letzten Jahren in zunehmendem Masse Beachtung gefunden hat, wird von *Ernst Schneider* gründlich behandelt: «Bergmannsfrömmigkeit im Spiegel der Bergbaunamengebung. Ein Beitrag zur Sakralkultur im Bergbau». Aus dem Gottverbundenen Denken der Bergleute heraus ist die starke Betonung des sakralen Elementes ohne weiteres zu verstehen. Der Verfasser sichtet in guten und klaren Zusammenstellungen die verschiedenen Gruppen des ganzen Bereiches; er bringt zunächst, alphabetisch geordnet, die Heiligen, welche einem Bergwerk ihren Namen geben und damit wohl auch die Patronatsstelle übernehmen; das jeweilige Verbreitungsgebiet wird immer angeführt. Die weiteren Abschnitte stellen zusammen: göttliche Personen und Gottes Wirken in Bezug auf das Bergwerk; dann formelhafte Prägungen mit der Aufforderung, sich Gott anzuvertrauen; Namen mit Engeln, dem Himmel, Namen aus der alttestamentlichen Welt, vereinzelt Namen mit biblischen Stätten und mit Feiertagen.

Als Gegenstück zu dem «in den Himmel entrückten Bräutigam», den *Karl Meisen* im 6. Jahrbuch behandelte, schildert er nun in souveräner Art «Das Lied von der Kommandantentochter von Grosswardein oder der ungarischen Braut. Geschichte einer als Zeitungslied, Volkslied und Volkserzählung überlieferten Legende». Zuerst wird die ihm bekannt gewordene Literatur auf das sorgfältigste ausgebreitet. Es scheint, dass der mutmasslich älteste Text dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts zuzuweisen ist und dass er «mit einer gewissen Berechtigung» für Inner-Österreich in Anspruch genommen werden darf. Die auffallende Häufigkeit der Texte aus Lothringen und den benachbarten Landschaften lässt sich wohl nur mit ihrer direkten Übertragung aus Österreich dorthin erklären, was historisch ohne weiteres begründet werden kann. Auch der sprachliche Befund der älteren gedruckten Texte deutet auf den südost- und mitteldeutschen Raum als Verbreitungsgebiet und Ausstrahlungsherd. Einen weiteren Hinweis auf österreichische Entstehung bieten auch die Namen der Stadt und der Heldin. Als Abschluss untersucht Meisen die Wandlungen dieses ausgeprägten Zeitungsliedes zum Volkslied und zur Volkserzählung. Als Ergänzung zu dieser Abhandlung berichtet *Ernst Klusen* über die Melodienüberlieferung des behandelten Liedes.

Georg Schreiber weist mit Recht darauf hin, dass die Wochentage für die verschiedensten Gebiete eine noch stärkere Aufmerksamkeit verlangen dürften; er zeigt dies sehr schön in seinem knapp gefassten, häufig einfach Anregungen bietenden Aufsatz «Der Freitag in

Volkskunde und Religionswissenschaft, in Volksfrömmigkeit und Wirtschaftsgeschichte»; denn just der Freitag erweist sich in besonderem Masse «kultproduktiv und volksinteressiert»; es möge genügen, hier den Karfreitag, den Schauerfreitag und den Herz-Jesu-Freitag zu erwähnen. – Reich gesegnet an Wegkreuzen und Bildstöcken ist das Trierer Land, ergibt eine heutige Bestandesaufnahme doch die stattliche Zahl 4000. Dicht gesät sind diese Kreuze vor allem in den Tälern mit guten Sandsteinbrüchen; Holzkreuze finden sich bedeutend weniger. Über diese Kreuze, ihre künstlerische Form und Typologie, über die Gründe zu ihrer Errichtung (z. B. Sühne, Pest, Fronleichnam) und über ihre Bedeutung im Glauben und in der Sage berichtet in aufschlussreicher Weise *Georg Jakob Meyer*. Höchst interessant ist seine Beobachtung, dass alle diese Kreuze nach der Pfarrkirche, oder vielleicht eher nach dem Friedhof, orientiert sind. – Den Abschluss des Jahrbuches bietet *Paul Campe* mit einem eindrucksvollen Beispiel des Zusammenhanges von Legende und bildender Kunst; es handelt sich um eine Darstellung des entrückten «Mönches von Heisterbach» auf einem Kapitell im Dominikanerkloster zu Riga.

Wildhaber

Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 3. Bd. (1957), herausgegeben von A. Perlick. Salzburg, Verlag Otto Müller, 1958. 319 S.

Das Jahrbuch gehört seit seinem ersten Erscheinen (1955) zu den stofflich und vor allem grundsätzlich wichtigsten Publikationen der gegenwärtigen Volkskunde. Die jüngste Disziplin unserer Wissenschaft, die Flüchtlingsforschung, musste den Vorstoss in eine ungesicherte, gestörte Welt wagen, und das ging nicht ohne neue Begriffe und Anschauungsweisen, die der ganzen Volkskunde nötig sind. Es ist für die Flüchtlingsforschung bezeichnend, dass der Gegenstand ihr unter den Händen davonläuft, genauer gesagt, dass er sich wandelt. Mit der Mobilität des Gegenstandes hängt die Mobilität der Methodik oder der Taktik dieser Disziplin in Frontstellung zusammen. Nach der Dreiphasentheorie – 1. Losreissung, 2. Abkapselung, 3. Eingliederung des Flüchtlings – sind die deutschen Heimatvertriebenen zum grössten Teil auf der dritten Stufe angelangt; sie haben die Gefahr der dauernden «marginality» (des Menschen in der «marge», des «marginal man», nach Rob. E. Park) überwunden, sind zumeist eingegliedert oder «eingelebt». Damit könnte auch die Flüchtlingsforschung von der Eingliederungsforschung zur Tagesordnung übergehen und die Sonderdisziplin liquidieren. Ist es soweit?

Der neue Band, umfänglicher und nicht weniger gewichtig als die vorhergehenden, zeigt, dass es weiterhin weder an Stoff noch an Problemen fehlt. Erstens haben die Forscher und die Forschungsstellen noch immer die Aufgabe der Rekonstruktion untergegangener Volkstumslandschaften aus den Trümmern, d. h. hauptsächlich aus der rasch absterbenden Erinnerung älterer Flüchtlinge. Es eröffnet sich dabei, weniger bei den modern beweglichen, industrialisierten Sudetendeutschen als bei den bäuerlichen «Donauschwaben» (aus Ungarn, Rumänien und Jugoslawien) der Blick in ein sprachliches und kulturelles «Isolat», das teilweise als konservative Reliktlandschaft Züge des 18. Jahrhunderts bewahrt, teilweise auffällige Sonderentwicklungen aufweist. Das zeigt *A. Karasek* in seiner bedeutenden Abhandlung über «Die donauschwäbische Volkserzählung in der Gegenwart» (56–122). Die inneren Gliederungen dieses Grossraumes (mit immerhin rund 2 Millionen Deutschsprachigen), seine Symbiose mit der fremdsprachigen Umgebung und auch das Problem seines Fortlebens unter völlig veränderten Verhältnissen kommen dabei zur Sprache. In Ungarn und im rumänischen Banat sind schätzungsweise je etwa 200000 Deutschsprachige, z. T. im Bereich der Kolchosa und des Kollektivs, zurückgeblieben. Auch da geht die «Volkskunde» weiter, auch das Erzählen von Schuld und Frevel und Strafe, ja sogar der Schwank und die Spottgeschichte ... In den sudetendeutschen Teil des untergegangenen deutschen Ostens führt ein Beitrag von *J. Hanika*, der zeigt, dass der von Wolfram für Österreich untersuchte Brauch des «Frautragens» einst auch in Mähren zuhause war, und zwar über die Sprachgrenze hinweg bei Deutschen und Tschechen. «Deutsche Balladen aus Mittelpolen» gibt der Volksliedsammler und -forscher *K. Horak* mit ihren Melodien und einer landschaftlichen und volkpsychologischen Einordnung in jenen schwermütigen Raum. Einen «Volkserzähler aus den Masuren» stellt

A. Callmann in Biographie und Stenogrammen von Erzählungen vor. Der Bogen von Südosten nach Nordosten endet in einem Überblick von *E. Riemann* über «Die Erforschung der nordostdeutschen Mundarten und das Preussische Wörterbuch».

Eine andere Gruppe von Beiträgen zeigt, dass die Flüchtlingsvolkskunde nicht nur im Rückblick auf Verlorenes sich erschöpft, sondern dass ihre Aufmerksamkeit weiterhin dem «Einleben» der Flüchtlinge im Westen gilt und der Folge davon: den grossen und keineswegs nur negativen Veränderungen auch bei den Alteingesessenen. *J. Lanz* gibt eine gründliche, durch Streuungskarten und Abbildungen präziserte Untersuchung über das schon mehrfach angeschnittene Thema der «Verpflanzung ostdeutscher Volksschauspiele durch Umsiedlung, Flucht und Vertreibung» (20–55). Durch seine Schlussthesen (S. 54) wird der Aufsatz grundsätzlich wichtig: Das Neuaufleben der religiösen Volksschauspieltradition im Westen ist eine kurzlebige Folge der aufwühlenden Ereignisse. Das Abklingen stellt historische Fragen und Fragen nach «der gegenwärtigen Entwicklung der volklichen Ausdrucksformen». Fragen der Eingliederung, der Auseinandersetzung zwischen Flüchtlingen und Einheimischen, beleuchten die Beiträge von *Barbara Pischel*, «Gestaltung und Wandlung von Bräuchen am Beispiel Heimatvertriebener in Berlin», von *F. H. Schmidt*, «Neue Ortsnecknamen in Württemberg» – psychologisch sehr aufschlussreich – und von *U. Engel*, «Die Sprache der Heimatvertriebenen in Württemberg», womit auch die Dialektologie ins volkskundliche Bild einbezogen wird. Im einleitenden Beitrag des Bandes weist der Genealoge *G. Roesler* erneut auf die Bedeutung der westostdeutschen Mischehen für die «Tradition der Heimatvertriebenen» hin.

Der zweite und der dritte Teil des Bandes ist wie üblich den Berichten der Forschungsstellen und der Bibliographie vorbehalten. Richard Weiss

Scottish Studies. The Journal of the School of Scottish Studies, Edinburgh. 2 (1958), 1. Heft.

Das neue Heft enthält zunächst einen sehr bedeutsamen Beitrag zur soziologischen Richtung der Volkskunde: *R. H. Osborne*, The Movements of People in Scotland, 1851–1951. Auch in Schottland zeigt sich die Entvölkerung ganz bestimmter Regionen, vor allem in den Highlands; andererseits weisen die mittleren Lowlands eine auffällige Konzentration auf. Um für die gegenwärtige Diskussion über diese Erscheinung und zu ihrem Verständnis eine historische Grundlage zu schaffen, versucht der Verfasser, auf Grund von drei offiziellen Volkszählungsergebnissen der Jahre 1851, 1901 und 1951 die Wanderungen im Landesinneren darzustellen, und zwar im Zusammenhang mit den landwirtschaftlichen und industriellen Umgestaltungen. Wo die vorhandenen Unterlagen dies mit einiger Zuverlässigkeit erlauben, geht der Verfasser teilweise auch weiter zurück, indem er die Jahre 1755 und 1801 miteinbezieht. Seine Darstellung, unterstützt von Tabellen und Bewegungskarten, lässt auch die Unterschiede in den grossen, charakteristischen Gebieten Schottlands erkennen. Die eigentliche Auswanderung und Einwanderung werden nicht berücksichtigt. – Höchst reizvoll ist der schöne Aufsatz von *Hamish Henderson*, The Green Man of Knowledge. Es handelt sich um ein Märchen des Aarne-Thompson-Typus 313 (Mädchen als Helfer auf der Flucht des Helden), wie es ein Kesselflicker in geradezu herrlichem Dialekt erzählt (Bandaufnahme). In der darauf folgenden Analyse dieser Erzählung zieht der Verfasser gälische, schottische und englische Parallelen heran; er untersucht die Beziehungen zu verwandten Märchen aus der Antike (Jason und die Argonauten), der Artuslegende (Sir Gawayne and the Green Knight), der Zigeuner und einer indischen Sammlung. Auch auf Zusammenhänge mit dem Wilden Mann («The Green Man!») macht er aufmerksam. – *W. D. Lamont* bringt eine Fortsetzung seiner Ausführungen über alte Landmasse in Islay. – Ein Nachruf auf Ake Campbell und eine Reihe von Miszellen beschliessen das Heft. Wildhaber

Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde. Bd. 29 (1955). Innsbruck-Wien, Tyrolia Verlag, 1956.

Das vorliegende Jahrbuch ist dem österreichischen Volkskundler Hermann Wopfner zum 80. Geburtstag gewidmet. Dieser erste Teil der Festschrift ist durch historische Bei-

träge gekennzeichnet – die volkscundlichen sind dem nächsten vorbehalten. Trotzdem wird uns manches Interessante aus dem Gebiet der historischen Volkskunde geboten, z.B. im Aufsatz von *F. Kolb*, Heirat und Ehe in der Wipptaler Bauernfamilie. Nach den Gerichtsbüchern des 16. Jahrhunderts. Haus- und Siedlungsforscher werden sich den Ausführungen von *H. Hochenegg* zuwenden über «Höfe und Flure dreier bäuerlichen Gemeinden im mittlern Inntal, 1. Teil». Von besonderem Interesse sind sodann die Ausführungen über das Thema «Zur Wahl der bäuerlichen Taufnamen im Tirol». Ein von *B. Zingerle* bearbeitetes Verzeichnis der Veröffentlichungen Hermann Wopfners von Ende 1946 bis Ende 1955 schliesst den Kreis der Beiträge. W. Escher

G. Lutz, Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin, Erich Schmidt-Verlag, 1958. 236 S.

Aus einem wirklichen Bedürfnis der akademischen Lehre und der allgemeinen Besinnung auf die Volkskunde planten wir im Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde die Edition von grundsätzlich wichtigen Texten zur Problemgeschichte unserer Wissenschaft, als wir vom Plan des vorliegenden Buches Kenntnis erhielten. Nachdem der Band nun vor uns liegt, erscheint uns der Verzicht auf eine eigene Ausgabe durchaus als gerechtfertigt, denn die vorliegende bietet so ziemlich das, was wir selber planen, und das ist, in unsern Augen wenigstens, ein gutes Zeugnis.

Tatsächlich ergibt sich die Auswahl der Texte mit einer gewissen Notwendigkeit, und die Dokumente lesen sich, nach einem Satz in J. Dünningers Geleitwort, «wie ein fortschreitendes wissenschaftliches Gespräch». «Diese Diskussion von hundert Jahren zeigt also nicht nur ein Hin und Wider, sondern auch den Weg zu einem sich ausbildenden Ganzen». (Trotzdem: Nur keine Angst vor einem endgültigen Consensus oder einem beruhigten Faulbett der Volkskunde!).

Auch ohne Riehl-Kult ergibt sich als Anfang der «Volkskunde als Wissenschaft» immer noch Riehls Vortrag, der 100 Jahre vor dem Erscheinen des vorliegenden Buches gehalten wurde. Die Vorgeschichte «Vom Problem des Volksgeistes zur Volkskunde als Wissenschaft» wird in Spamers ausgezeichnete Zusammenfassung gegeben. Das Gespräch nach Riehl beginnt, abgesehen von einem Präludium Weinholds um die Jahrhundertwende, mit Hoffmann-Krayer, der das Grundthema «Volkskunde als Wissenschaft» wieder aufnimmt. Das eigentliche Allegro der Prinzipien Diskussion, bestritten durch Adolf Strack, Albrecht Dietrich und Eugen Mogk, folgt. Eine stürmische Phase löst in den 20er Jahren Naumanns Zweischichten-Dynamik aus. Dann kommt Spamer, dem die gegenwärtige Volkskunde am meisten verdankt, und neben ihm steht Schwietering, der die mehr psychologische Blickrichtung Spamers durch die soziologische ergänzt (zugleich die Eigenständigkeit der Volkskunde als Wissenschaft bestreitet – und in seiner «Schule» Bestes zu dieser Wissenschaft beiträgt). Schliesslich kommt der jüngstverstorbene Viktor von Geramb (mit verschiedenen Beiträgen und am ausführlichsten) zum Worte. Man wird ihm nicht gerecht mit der Etikette «Neuromantik». Er war eine vielseitige und ausgeprägte Persönlichkeit. So mag seine «Urverbundenheit», die den Schluss des Bandes macht, tatsächlich besonders viele komplexe Bezüge in die Vergangenheit und in die Zukunft der Volkskunde eröffnen.

Die Zeit nach 1940 erscheint in einer knappen sachlichen Zusammenfassung des Herausgebers. Dieser ist überhaupt seiner bescheiden dienenden und doch verantwortungsvollen Funktion ganz gerecht geworden. Die kurzen verknüpfenden und geschichtlich erläuternden Stücke in Petitsatz sind vorzüglich dosiert. Bibliographisch ist die Wiedergabe der Dokumente (denen auch die Paginierung der Erstpublikation beigegeben ist) einwandfrei. Ein Namenregister fehlt nicht. So liegt nun hier das erwünschte Handbuch vor, das man je nachdem als akademisches Lehrbuch, als Arsenal künftiger Fehden oder als Plangrundlage und Vorratshaus neuer Forschungsbauten benutzen mag. Richard Weiss

Warren E. Roberts, The tale of the kind and the unkind girls; Aa-Th 480 and related tales. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1958. 164 S. (Fabula, Supplement-Serie B, Untersuchungen Nr. 1).

Kurt Ranke hat in der «Fabula» bereits Supplements-Serien angekündigt. Dass es nicht nur bei «frommen Versprechungen» geblieben ist, zeigt die eben erschienene erste Abhandlung. Sie gesellt sich zu der Reihe der bereits von Kaarle Krohn und später von Stith Thompson geforderten Studien über einzelne Märchentypen, wie sie etwa die neueren schwedischen Arbeiten über «Cinderella» und «Cupid and Psyche» darstellen. Der Verfasser stellt sich als Ziel, den vermutlichen Archetypus der Erzählung 480 (bei uns üblicherweise unter dem Namen «Frau Holle» bekannt) herauszuschälen und das Ursprungsland und die Wege der Verbreitung zu finden. Er stellt über 900 Fassungen aus den verschiedensten Ländern der ganzen Welt zusammen; darauf folgt eine genaue Liste der einzelnen Elemente, in welcher bei jedem Einzelteil registriert wird, welches Märchen diesen Teil enthält. Es handelt sich also um eine verfeinerte Anwendung der finnisch-geographischen Methode. Das Problem ist insofern recht kompliziert als für dieses Märchen sicherlich mit mehreren « Fassungen » zu rechnen ist, welche sich wiederum selbständig entwickelt haben; dazu kommen Kontaminationen mit anderen Typen (Aschenbrödel und die schwarze und die weisse Braut). Für den Märchenforscher ist es ein Vergnügen, dem Autor auf seinem Wege der Analyse zu folgen; denn er gewinnt hiebei wieder einen wertvollen Einblick in die Gesetzmässigkeit und das Wesen der volkstümlichen Erzählkunst. – Es möge noch ein Wort zu dem im Literaturverzeichnis erwähnten Schweizer Märchenbuch von Englert-Faye gesagt sein. Für die wissenschaftliche Auswertung ist hier Vorsicht am Platz; wohl sind seine Märchen ganz prächtig erzählt und als «Hausbuch» nur zu empfehlen, aber es handelt sich nicht um eigentliche Märchenaufnahmen, sondern um künstlerische Bearbeitungen und «Eigenfassungen». Im vorliegenden Fall stammt die aufgeführte Nummer aus Sutermeisters Märchensammlung. Wildhaber

Tiroler Umgangsspiele, ediert von *Anton Dörrer*. Ordnungen und Sprechtexte der Bozner Fronleichnamsspiele und verwandter Figuralprozessionen vom Ausgang des Mittelalters bis zum Abstieg des aufgeklärten Absolutismus. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1957. 568 S., 50 Abb. (40 Tafeln) und 1 Karte. (Schlern-Schriften, 160).

Dem Herausgeber und gründlichen Kommentator dieses stattlichen Bandes verdankt die Tiroler Volkskunde zahlreiche, wertvolle, dem religiösen Brauchtum und vorwiegend der Volksschauspielforschung gewidmete, von stolzer Heimatliebe getragene Publikationen. Es ist dem eindringlichen Volksschauspielforscher dabei mancher Archivfund geglückt, vermitteltst dessen sich die Sonderart sowie der kulturelle Brückencharakter dieses Passlandes «im Gebirg» eindrücklich herausstellen liess. So gelang es ihm denn auch schon vor dem Krieg, die längst vergessenen und teilweise zugrundegegangenen Fronleichnamsspieltexte von Bozen aufzuspüren und auf Grund eines reichen Archivmaterials in ein äusserst bezeichnendes Gesamtbild der alpenländischen Spielkultur einzuordnen. Sind doch die Bozner Fronleichnamsspielordnungen und Texte die einzigen, bisher noch unveröffentlichten deutschsprachigen ihrer Gattung, die sich in Anlehnung an das älteste deutsche Fronleichnamsspiel von 1391 entwickelten, um dann in verschiedenen Fassungen von 1421–1753 ihren Eigencharakter herauszubilden und zu behaupten. Dörrer unterscheidet denn auch drei Textgruppen (Spätgotik-Renaissance und Frühbarock-Barock und Rokoko), deren Lesarten wiedergegeben und jeweils mit kritischen Vorbemerkungen und Erklärungen ausgestattet werden. In einem weit über den Rahmen der Edition hinausgehenden geschichtlichen Überblick, der immer wieder Vergleiche mit aussertirolichem Prozessionsbrauchtum anzieht, unternimmt es der Verfasser, Werdegang und Blüte dieser Sakralspiele nicht nur historisch, sondern auch aus dem Landschafts- und Volkscharakter heraus zu verstehen. Er misst dabei dem alpenländischen Pranggefühl in seiner spezifisch tirolischen Ausprägung als «treibende Idee und gestaltende Kraft» für solche Schauzüge und Schauspiele, wo das optisch sinnhafte Element in eigenartiger Verbindung von Sakralem und Profanem triumphiert, grosse Bedeutung zu. Wir erhalten aber ebenfalls Einblick in dieses, von einer selbstbewussten Bürgerschaft getragene Umgangsspiel, anhand der Bemerkungen über Veranstalter, Leiter und Darsteller, Ausstattung, Bühne und darstellerischen Stil, Begleitfeste, Gesang und Musik, Zuschauerschaft, Kosten. Gerade weil die Kontinuität der geistlichen Spiele im «heiligen

Land» Tirol selbst im Reformationszeitalter gewahrt blieb, erklärt sich ihre Funktion als Vorbilder auch auswärtiger theophorischer Prozessionen. Sowohl die süddeutschen Karfreitagsumzüge, die verschiedenen Translationsfeste wie auch die übrigen barocken Spielprozessionen sollen mehr oder weniger unter ihrem Einfluss gestanden haben. Deshalb erscheinen auch die Schilderung und Edition verwandter tirolischer Figuralprozessionen und Spiele: Alttirolische Translationstriumphe, vermischte Umgangsspiele sowie Büsserumzüge, anschliessend gerechtfertigt. Den Ausklang bilden noch zwei kurze Kapitel über Parodien auf Tiroler Figuralprozessionen und Überbleibsel aus tirolischen Umgangsfesten. Damit entstand ein Gesamtbild jener prunkvollen, festfreudigen und farbenprächtigen barocken Volkskultur, wie sie ihre sinnenfrohe Ausstrahlungskraft aus dem tirolischen Raum besonders in der Volkskunst bewiesen hat. W. Tobler, Stäfa

Oskar von Zaborsky-Wahlstätten, Die Tracht im Bayerischen und im Böhmerwald. München, Georg D.W. Callwey, 1958. 120 S., 25 Abb. im Text, 18 ein- und mehrfarbige Tafeln. 4°. DM 25.-.

Seit 20 Jahren schon hat sich der Verfasser um die Erforschung der ostbayrischen Trachten bemüht. Als erstes Ergebnis dieser Forschungen erschienen 1940 und 1941 die beiden, heute vergriffenen, Arbeiten über die Tracht im Gäuboden und im Rott- und Vilstal. Nun bringt er die prächtige Zusammenstellung der Trachten des Bayerwaldes und des Böhmerwaldes, über die in grösserem Rahmen bisher noch nichts veröffentlicht wurde. Es geht ihm vor allem darum, die ganze Entwicklung der «Tracht» seit wirklich belegbarer Zeit, d.h. etwa seit dem 16. Jahrhundert, bis in die neuere Zeit hinein darzustellen, oder – um es «sentimentalisch» zu sagen – von der Blütezeit bis zum Zerfall. Interessant sind in dieser Hinsicht vor allem die Tafelkompositionen, die mit einer treffenden Zeile die historische Eingliederung bieten wollen; etwa: «Von der spanisch beeinflussten zur waldlerischen Tracht» oder «Das Rokoko erobert die Volkstracht. Belege zwischen 1743 und 1767». Um seine Arbeit historisch zu unterbauen, zieht der Verfasser die Motivtafeln, die Wachszieher- und Lebzeltermodel, aber auch die Nachlassinventare und zeitgenössische Beschreibungen heran. Auf diese Weise erhalten wir solid fundierte Angaben über eine ganze Menge von Einzelheiten; wir können die mannigfaltigsten Einzelformen erkennen, welche jeweils genau einer Trägergruppe, in sozialer oder geographischer Abgrenzung, zugewiesen werden. Die sechs Hauptabschnitte befassen sich mit den Männer-, den Frauen- und den Hochzeitstrachten zunächst des Bayrischen Waldes und dann des Böhmerwaldes. Die beigegebenen Tafeln sind Umzeichnungen und freie Gruppierungen des Verfassers auf der Grundlage alter, gesicherter Belege. Besonders schön sind die klaren Abbildungen im Text. Wildhaber

Kurt Köster, Meister Tilman von Hachenburg. Studien zum Werk eines mittelhessischen Glockengiessers des 15. Jahrhunderts. Mit besonderer Berücksichtigung der als Glockenzier verwendeten mittelalterlichen Pilger- und Wallfahrtszeichen. Sonderdruck aus: Jahrbuch der Hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung 8 (1957) 1–206 (und Register 255–273), 16 Taf. mit 73 Abb.

Es ist weniger das in seiner Art ganz erstaunliche Glockeninventar eines frühen Meisters des Glockengusses, das uns zu einer Anzeige in unserer volkskundlichen Zeitschrift veranlasst, als der Umstand, dass in diesem besonderen Fall ein wenig beachtetes Quellenmaterial zur Kenntnis eines etwas abseits liegenden Gebietes der religiösen Volkskunde vorzüglich vor uns ausgebreitet wird. Der Verfasser betont, dass die figürliche Glockenzier eine wertvolle Bereicherung für die Hagiographie, Ikonographie und insbesondere für die Wallfahrtsforschung bieten könne, gebe es doch mittelalterliche Pilgerzeichen, die nur noch im Abguss auf Glocken erhalten seien. Diese bis anhin zu kurz gekommenen Aspekte der Glockenkunde sollen in dem für die Zukunft geplanten gesamtdeutschen Glockenatlas ebenfalls berücksichtigt werden. Wie viel dabei herauskommen könnte, zeigt die vorliegende Studie recht eindrücklich. Uns interessieren zunächst einmal die Glockeninschriften, welche bei Meister Tilman üblicherweise drei- oder vierteilig gegliedert sind: Namensangabe der Glocke, Wetterformel, eventuell Giesserbezeichnung,

Datierung. Für die religiöse Volkskunde am ergiebigsten ist dann der ausführliche Abschnitt über den figürlichen Schmuck der Glocken; denn Meister Tilman liebt es, Pilger- und Wallfahrtszeichen hiefür zu verwenden. Neben den mehrmals vorkommenden Aachener Pilgerzeichen finden sich unter anderen auch solche aus Einsiedeln und Thann im Elsass. Alle diese Pilgerzeichen sind eingehend beschrieben; überall ist die einschlägige Literatur mitverzeichnet, und dazu sind gute Bilder beigegeben, die auch für Bestimmungszwecke willkommen sein werden.

Wildhaber

Leopold Schmidt, Heiliges Blei in Amuletten, Votiven und anderen Gegenständen des Volksglaubens in Europa und im Orient. Wien, Montan-Verlag, 1958. 103 S., 29 Abb. (Leobener Grüne Hefte, 32).

1952 hat Leopold Schmidt in einer beziehungs- und problemreichen Publikation (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1) den Begriff der «Gestaltheiligkeit» am Beispiel der Erntegeräte erläutert und zur Diskussion gestellt. Bei allen Einwänden, die man in sachlicher Diskussion gegen das Buch vorbringen kann, wird man sein Bemühen und sein Verdienst um die Einheit einer geisteswissenschaftlich gerichteten Volkskunde nicht verkennen dürfen, besonders in einer Zeit, da neben die verselbständigte Sachforschung im Norden auch im Osten eine Flucht in die unverfängliche Archäologie der «reinen» Sachen tritt. Dass die materiellen Sachen nicht nur durch Vernunft und Glauben erfunden und geprägt wurden, sondern dass sie auch weiterhin ihre vernünftige Bewertung und ihre tiefenseelische Bedeutung haben, darauf weist erneu im vorliegenden Buch der Begriff der «Heiligkeit» hin, in diesem Falle nicht einer «Gestalt-» sondern einer «Stoffheiligkeit».

Der Stoff Blei gilt, wie Leopold Schmidt schon 1948 in einem schwerzugänglichen Artikel dargetan hat, vielfach als «heilig», und zwar ohne eine spezifische theologische oder mythologische Begründung oder einen speziellen kultischen Bezug –, hauptsächlich deshalb, weil er einer untergegangenen Kulturepoche angehört. Leopold Schmidt gibt in dem «dem Vorkämpfer der urgeschichtlichen Bergbauforschung, Richard Pittioni» gewidmeten Buch einen Abriss der Geschichte des Bleis, dieses Frühmetalls, da bis in die jüngere Steinzeit zurückreicht, so dass spätere Metallzeiten im Blei, dem leicht schmelzbaren, weichen, schweren und schwarzen, ausgehend von der Erkenntnis natürlicher Eigenschaften, einen besonderen, uranfänglichen, in babylonischen astronomischen Reihungen mit Saturn an erster Stelle stehenden Stoff sahen, besonders dort, wo das Blei im Alltagsgebrauch verschwunden war. Solche Stoffheiligkeit des Bleis könnte m. E. auch als «Traditionsheiligkeit» gefasst werden, wobei sich viele Parallelen aufdrängen: Die primitive Feuerbereitung als «Notfeuer», das rituelle Steinmesser, der «Heidenbalken» oder das «Heidenkreuz», ein als heilig gedeutetes Relikt einer unverstandenen Ständerkonstruktion am Bauernhaus, die sich anbahnende museale «Heiligkeit» geschmiedeten Eisens und geschnitzten Holzes in der Zeit der Leichtmetalle und der Presstoffe ... Die Beispiele, welche Leopold Schmidt höchst kenntnisreich darbietet und abbildet, gehen vom altorientalischen Bereich bis zu unseren bleiernen Judas-Silberlingen von Beromünster (für die sicher auch die leichte Herstellbarkeit mit in Betracht gezogen werden muss). Das Buch ist archäologisch reich befrachtet und für die Volkskunde vor allem durch die Idee der «Stoffheiligkeit» bedeutungsvoll.

Richard Weiss

Leopold Kretzenbacher, Die Seelenwaage. Zur religiösen Idee vom Jenseitsgericht auf der Schicksalswaage in Hochreligion, Bildkunst und Volksglaube. (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, 4). Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums, 1958. 243 S., 65 Abb.

Das Buch ist ein Musterbeispiel für die zentrale Bedeutung der modernen Volksglaubensforschung, wie sie, nach bahnbrechenden Leistungen von Rudolf Kriss, ein österreichischer Forscherkreis um Leopold Schmidt und Leopold Kretzenbacher ausgebaut hat. Dass die Kunstgeschichte zur Erhellung bestimmter Motivkreise der Volkskunde bedarf (und dies auch anerkennt) wird hier schon aus der Tatsache ersichtlich, dass diese volkskundlich gerichtete und fundierte «Kulturgeschichte eines im Volke lebenden Bildge-

dankens» in einer kunstgeschichtlichen Publikationsreihe erscheint. Das Geben und Nehmen zwischen Religionsgeschichte und «religiöser Volkskunde» (welche die Rezeption und Umformung historischer Impulse durch Jahrhunderte verfolgt), wird durch den wissenschaftlichen Weitblick des Verfassers in seltener Weise fruchtbar gemacht. L.K. hat durch zahlreiche methodisch vorzügliche Einzeluntersuchungen in den letzten Jahren gezeigt, dass weite Bereiche der Volkskultur – vor allem Wallfahrt, Votivwesen, Legende, Schauspiel, Bildnerei – auf die glaubensmässige Mitte zu beziehen und damit auch in die Geistesgeschichte einzuordnen sind.

Im vorliegenden Fall bündeln sich viele Strahlen und Wege wissenschaftlicher Erfahrung und Betrachtung in der einzigen und zentralen Figur des Seelenwägers Michael, der dem Verfasser persönlich und aus Bilderlebnissen seiner ostalpinen Heimat nahesteht, und dem er in jahrelangen Wanderungen geographisch und im geistigen Raum des christlichen und des vorchristlichen Abendlandes nachgegangen ist. Die altägyptischen Bilder der Seelenwaage sind als eine mögliche Voraussetzung des späteren ikonographischen Typus der christlichen Seelenwägung kritisch in Betracht gezogen (wobei die Verschiedenheit der Glaubensvorstellungen nicht übersehen wird), ebenso das griechische Wägen der Todeslose, die Kerostasie, die mit mannigfachen ikonographischen und religiösen Wandlungen allmählich hinüberfliesst in den christlichen Bereich. «Das frühe Christentum bewahrt das Bild und formt die Legende vom Seelenwäger-Engel!» (S. 55). Dieser Thematik entsprechend wird nun die ikonographische Entwicklung des Seelenwägers in Bild, Plastik, Mosaik, Fresko, Buchmalerei u.a. in ihrer ständigen Wechselwirkung mit Theologie, Predigt und Legende verfolgt. Die eine Ausdrucksform wird ohne die Synopsis der andern immer nur ein Bruchstück der Lebenswirklichkeit und des komplexen Traditionsvorganges bieten. Die Gestalt an der engen Pforte zwischen Diesseits und Jenseits hat durch das ganze Mittelalter hindurch bis zur Neuzeit jede Epoche zu neuer Glaubenshaltung, Verbildlichung und Legendenformulierung herausgefordert. Unzählig sind die z.T. auch künstlerisch hochwertigen Darstellungen Michaels mit der Waage an mittelalterlichen Kirchenwänden und insbesondere an den Westwerken gotischer Kathedralen mit dem Weltgericht. Maria als Gnadenmittlerin tritt in den mittelalterlichen Bildkreis. Damit setzt ein Ringen, ja oft ein dramatisches Feilschen um die Errettung der Seele ein, das dann besonders im Barock auch volkstümlich drastischen Ausdruck findet in Sterbebildchen, aber vor allem auch in geistlichen Spielen, welche in den Ostalpen bis in die Gegenwart nachleben. Solchen dramatischen Vergegenwärtigungen des Glaubens gilt auch in diesem bedeutenden und packenden Buch die besondere Liebe des Verfassers.

Richard Weiss

Oskar Rhiner, Dünne, Wähe, Kuchen, Fladen, Zelten. Die Wortgeographie des Flachkuchens mit Belag und ihre volkskundlichen Hintergründe in der deutschen Schweiz. Frauenfeld, Verlag Huber & Co., 1958. 141 S., 1 Verbreitungskarte und 1 Pause. (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, 9).

Wiederum ist aus Hotzenköcherles Schule als Vorarbeit für den sehnlich erwarteten Sprachatlas der deutschen Schweiz eine bis ins letzte ausgefeilte Studie über ein sprachliches Gebiet erschienen, das eng mit volkskundlichen Interessen verknüpft ist. Der Verfasser sagt denn auch geradezu, dass der Gegenstand seiner Untersuchung in weiterem Sinne nur ein Mittel zum Zweck sei, nämlich die Gliederung des schweizerdeutschen Sprach- (und Sach-?)Kulturraumes an einem weiteren Beispiel zu klären, insbesondere in den verschwommenen Grenzgebieten, wo für die gleiche Sache zwei und mehr Bezeichnungen gebraucht werden. Die Grundlagen bieten ihm der Atlas der schweizerischen Volkskunde, die Materialien des Sprachatlas der deutschen Schweiz und das Schweizerische Idiotikon (einschliesslich der unpublizierten Teile). Das Thema besteht in der wort- und sachgeographischen Untersuchung der Bezeichnungen des meist runden, seltener viereckigen Flachkuchens mit beliebigem Belag von Früchten, Gemüse oder Käse und ihrer volkskundlichen Hintergründe. Der Verfasser stellt zunächst einmal fest, dass *Kuchen* aktiv im Vorrücken, *Tünne* überall im Weichen und *Wääje* teils im Vorrücken und teils im Weichen begriffen ist. Für den Verlauf der Vorkommensgrenze dürften die Haus-

bäckerei und die Fastenspeisengrenze entscheidend mitwirken. Die Interpretation des Kartenbildes ergibt deutlich ein ursprüngliches *Wäaje-Tünne*-Gebiet, welches sich mit dem Vorkommen der Sache als Fastenspeise in Verbindung mit dem regelmässigen Brotbacktag deckt. *Chueche*, *Flade*, *Zelte* gehören in den Rahmen der Festtagsvorbereitungen. *Wäaje* und *Tünne* sind bäuerlicher Herkunft und sprachlich auf Familie und Haus beschränkt, während die anderen drei Namen dem Bereich der Bäckereien und der Schriftsprache angehören. Wo *Chueche* und *Wäaje* nebeneinander vorkommen, bezeichnet Kuchen das Backwerk aus besserem Teig und besserem Belag und *Wäbe* das Gebäck aus Brotteig. Rhiners Studie ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Gebäckbezeichnung, sondern geradezu ein Musterbeispiel einer überlegenen Karteninterpretation. (Für mich als Sarganserländer besteht der einzige Schönheitsfehler in der Bezeichnung «St. Galler Oberland» für das Sarganserland; ein Gesetz sollte die Anwendung dieses dummen, nicht bodenständigen, von St. Gallen aus geprägten Namens mit den grässlichsten Strafen bedrohen.)

Wildhaber

Maria Helena Nogueira de Morais, A dobadoira. Estudo linguístico, etnográfico e folclórico. Coimbra, Editora Casa do Castelo, 1958 [Sonderdruck aus Revista portuguesa de filologia, 7. und 8. Bd., mit doppelter Paginierung]. 222 S., 101 Abb., 4 Karten.

Eine sehr erfreuliche und verdienstliche Arbeit über die Garnwinde, betrachtet vom Standpunkt der «Wörter und Sachen». Die Einteilung ist klar und übersichtlich; das Hauptgewicht liegt entschieden auf der sprachlichen Behandlung der verschiedenen Namen für das Gerät. Für die Sachvolkskunde ist der erste Teil wichtig, welcher zunächst die Definition, eine kurze Geschichte und einen Überblick über das Verbreitungsgebiet der Garnwinde bietet, wobei allerdings dieser Überblick vorteilhafter unterblieben wäre, da er zu eklektisch und auf Grund einer wohl mehr zufälligen Literatur durchgeführt wird; es wird vom «Vorkommen in Europa» gesprochen, wobei schon das Gebiet der Romania nicht genügend einbezogen ist (die reichen Angaben von Papahagi und Damé für Rumänien sind überhaupt nicht verwertet), von den englischen, skandinavischen, baltischen, finno-ugrischen und slawischen Gebieten ganz zu schweigen (wobei für diese Gebiete Literatur durchaus vorhanden wäre). Auf der anderen Seite soll aber gebührend der Versuch einer Typologie auf Grund zahlreicher Abbildungen anerkannt werden. Vielleicht wäre hier eine ganz klare Unterscheidung zwischen Winde und Haspel angebracht gewesen; wenn schon die Sprache – und leider auch gelegentlich die Literatur – diese Unterscheidung nicht immer durchführt, ist sie doch von der Funktion her gegeben (die Abb. 9, 32, 33, 41, 99–101 sind Haspeln, 97 und 98 sind Handhaspeln). Es gibt allerdings ein Gerät, das durch eine Drehung des Holzkreuzes um 90° von der Winde zum Haspel wird (die Abb. 41 könnte ein solches Gerät darstellen). – Im dritten Abschnitt bringt die Verfasserin eine hübsche Zusammenstellung von Volksliedern, Erzählungen, Rätseln und Sprichwörtern, in denen die Garnwinde eine Rolle spielt. – Im einzelnen wären noch einige kleinere Dinge zu erwähnen: die Abb. 5 kann sicher nicht von einem italienischen Maler des Mittelalters stammen (sie ist bestimmt nach Bronzini anzusetzen); übrigens ist infolge der unscharfen Klischierung eine Garnwinde gar nicht zu erkennen. – In der Literatur wird Annemarie Bodmers Buch über das Wallis mehrmals (z. B. S. 7 und 24) als Beleg für das Vorkommen einer Erscheinung in Frankreich und Deutschland herangezogen; ob die Verfasserin wohl einverstanden wäre, wenn man alle portugiesischen Belege kurzerhand als spanisch bezeichnen würde? – Trotzdem die Literaturliste im ganzen reichlich und sorgfältig ist, vermisste ich Jorge Dias, Vilarinho (133) für Portugal; für Spanien: Carreras, Folklore España (I, 363) und Violant y Simorra, Pirineo (243); für Italien: Wagner, Sardinien (130); ganz im allgemeinen die ausgezeichnete Festgabe von Hugo Schuchardt, An Adolf Mussafia. Das soll aber die Tatsache nicht beeinträchtigen, dass Sachvolkskundler und Sprachwissenschaftler mit Gewinn die Arbeit der Verfasserin zu Rate ziehen werden.

Wildhaber

Wunderbaum und goldener Vogel. Slowenische Volksmärchen. Aus dem Slowenischen übersetzt und hrsg. von Else Byhan. Kassel, Erich Röth-Verlag, 1958. 166 S.

Der seinerzeit in der Sammlung der «Märchen der Weltliteratur» erschienene Band der «Märchen aus dem Balkan» umfasste nur die serbokroatischen Länder. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet ist Slowenien durch seine lange (teilweise) Zugehörigkeit zu den österreichischen Kronländern etwas stiefmütterlich behandelt. Eine grössere wissenschaftliche Ausgabe slowenischer, ins Deutsche übersetzter Märchen, welche vom Volkskundlichen Institut in Ljubljana betreut wird, ist in Vorbereitung; sie soll als Beiheft zur «Fabula» erscheinen. Wer aber gerne jetzt schon Sloweniens Märchen kennen lernen und sich an einer reizenden, kleinen Sammlung erfreuen möchte, dem raten wir das neue Bändchen der Sammlung «Das Gesicht der Völker» an; hier ist Slowenien dem «alpenländischen Kulturkreis» eingereiht, womit aufs neue seine merkwürdige Zwischenstellung, welche bedingt ist durch das westeuropäisch-ostalpin orientierte Slawentum, gekennzeichnet wird. Else Byhan ist mit Land und Leuten vorzüglich bekannt; sie hatte Zugang zu allen Quellen, was sie auch in ihrem gehaltvollen Vorwort ausweist. Ihre Übersetzung liest sich flüssig und überzeugend. Ganz besonders aner kennenswert ist die Beifügung wissenschaftlicher Anmerkungen, welche das Bändchen als «Hausbuch» nicht belasten und doch dem Märchenforscher in knapper Fassung Auskunft geben über Varianten, Typenhinweise und Vergleiche mit den Märchen der Brüder Grimm. Im ganzen sind 21 Märchen wiedergegeben, also eine recht erfreuliche Anzahl. Wir dürfen sagen, dass Else Byhan und der Verlag ein schönes und nützliches Märchenbuch geschaffen haben, dem wir grossen Erfolg wünschen möchten. Wildhaber

Berze Nagy János, Magyar Népmesetípusok (Ungarische Volksmärchentypen). Bd. 1 und 2. Pécs, Baranya Megye Tanácsának Kiadása, 1957. 1407 S.

Der Verfasser dieses nach Umfang und Leistung imponierenden Märchenwerks, Berze Nagy (1879–1946), war an der Universität Budapest durch den Folkloristen Lajos Katona auf den Weg der Märchenforschung gewiesen worden, der er fortan, als Schulinspektor in der Provinz tätig, nebenberuflich mit beispielloser Hingabe diente. Nach seinem Tode konnte durch die Bemühung lokaler Institutionen des Komitats Baranya sein Hauptwerk im Druck erscheinen. Als Sammelwerk wird es, in Ergänzung des «Verzeichnisses der publizierten ungarischen Volksmärchen» von János Honti (FFC 81, 1928), der nationalen und der internationalen Märchenforschung dienen. Als Typisierungsversuch ist es von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse. Der Verfasser hat sich schon vor dem Erscheinen von Aarnes berühmtem Typenkatalog (FFC 3, 1910) mit der Märchensammlung und Typisierung befasst, wie auch schon sein Lehrer Katona; die «finnische Schule» lag offenbar auch am andern Ende des finnisch-ugrischen Raumes «in der Luft». Nach dem Erscheinen des Typenkataloges von Aarne und dem von Aarne-Thompson (FFC 74, 1928) passte Nagy sich teilweise an, blieb aber doch bei der Devise Katonas, dass «jedes Volk seine Märchentypisierung selbst zu verrichten habe». Von den 612 Märchentypen, die er in seinem Werk erfasst, sind 273 nach Aarne-Thompson klassiert und 339 nach eigenen Gesichtspunkten bestimmt. Der Herausgeber des nachgelassenen Werkes, István Banó, hat das Klassierungssystem und die Nummern überprüft und durch eine Gebrauchsanweisung (II, 656ff., auch in deutscher Sprache) zugänglich gemacht; auch die Quellenangaben (z.T. deutsch) wurden überarbeitet; sodann ist eine wissenschaftliche Biographie des Verfassers beigegeben (in Übersetzungen, I, 69ff.). Somit wird dieses Werk, als ein eigenwüchsiger Stamm im unabsehbaren Walde der Märchenforschung, einen ehrenvollen Platz behaupten. In diesem Zusammenhang darf erneut (vgl. SAVk 53 [1957] 247f.) darauf hingewiesen werden, dass weiteren Kreisen «Ungarische Volksmärchen» (in deutscher Übersetzung, Berlin, Rütten & Loening, 1957) mit einer gehaltvollen Einführung von Gyula Ortutay nahegebracht wurden. Richard Weiss

Walter Salmen, Das Erbe des ostdeutschen Volksliedes. Geschichte seiner Quellen und Sammlungen. Würzburg, Holzner-Verlag, 1956. 128 S. (Marburger Ostforschungen, 6).

Anknüpfend an frühere Studien zur musikalischen Ostforschung gibt Salmen hier eine Geschichte der Volksliedsammlung und -forschung der Deutschen im Osten. Hiebei konnte er sich besonders auf die Bibliothek und handschriftlichen Bestände des Deutschen

Volkslied-Archivs in Freiburg i.Br. stützen, in dem er eine Zeitlang tätig war; aus diesem wahren Schatz stammen auch die 24 Liedbeispiele. Für die Volksliedüberlieferung der Deutschen waren hier im 19. Jahrhundert u.a. zwei Faktoren von Bedeutung: die Lied-Flugblattdrucke und die gemeinsame Armee. Hier kämen besonders in Betracht die Druckorte Znaim, Iglau und Leitomischl, dann Raab, Ödenburg (beide schon im 18. Jh.), Ungarisch-Altenburg und Ofen-Pest, von einer Reihe kleinerer Druckorte ganz abgesehen. In der Armee, die im Kern deutsch war und deutsch kommandiert wurde, gewannen Soldatenlied und Lied schlechthin Verbreitung mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1868; Urlauber brachten die von Kameraden erlernten Lieder und geschriebenen Textbüchlein nach Hause und hüteten sie als Erinnerung an die Tage der Jugend. Über beides gibt es bisher bloss Andeutungen, aber keine hinreichende Darstellung, die schon nach 1918 erhebliche Schwierigkeiten gefunden hätte. Das alles und noch mehr wird bei Salmen gründlich dargestellt. Auch der Fachmann findet da manches kaum Bekannte und ist dankbar für Hinweise auf Photokopien seltener Handschriften in diesem Archiv, in jener Bibliothek. Auch die ältere, oft schwer erfassbare Literatur wird gewissenhaft herangezogen. Hier und da wären Ergänzungen möglich, so zu Sztachovics (S. 57) das Buch von Severin Kögl über die Handschriften vom Heideboden im Martinsberger Archiv, zum Abschnitt «West- und Mittelungarn» (S. 112) die umfangreiche Arbeit von Mathes Nitsch über die deutschen Heidebauern in Ungarn in der Zeitschrift *Die Karpathen* 1913, zu Hobinkas Bibliographie (S. 109) ergänzend die Besprechung im Deutschen Volkslied 1929, 134–137; richtigzustellen wäre das Geburtsjahr Schottkys (geb. 13.4.1797 zu Kupp laut Taufschein bei Klier), da 1794 ein Druckfehler ist (S. 29). Diese Feststellungen sollen aber nicht die grosse Arbeitsleistung Salmens schmälern. Das Buch wird jeder, der sich überhaupt mit dem Volkslied befasst, mit Gewinn durcharbeiten; so ist etwa die Einleitung mit dem Abschnitt «Arten der Sammlung und Notierung» von allgemeiner Bedeutung. Jedem angehenden Sammler sollte dieser Abschnitt zur Kenntnis und Beherzigung nahegebracht werden: nicht nur das Was, sondern auch das Wie und Wo bedarf der Notierung; nicht nur das Lied allein, sondern auch die Sängerpersönlichkeit, seine Umwelt, die «musische Aura» sollen festgehalten werden, woran es auch bei den Sammlern im Osten häufig fehlte. Das Buch ist nicht nur historisch ausgerichtet, sondern hat auch vielfältige Beziehungen zum heutigen Leben, wie schon die Überschrift des Schlussabschnittes zeigt: «Das Lied der Ostdeutschen auf der Flucht und nach der Vertreibung. Bilanz und Ausblick.»

K. M. Klier, Wien

Lajos Takács, *Históriások Históriák*. Budapest, Akademie-Verlag, 1958. 128 S.

Die in den Heften der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft erschienene Arbeit des jungen Ethnographen (Volksforschers) ist für die ganze Volksliedforschung insofern von Bedeutung, als hier die Funktion des Bänkelsängerliedes – «Historia» heisst es im ungarischen Volksmund – und das Leben der Bänkelsänger – «Históriások» – in der Gegenwart noch untersucht werden konnte. Der Verfasser nahm am Leben und an den Wanderfahrten dieser letzten Nachfahren der «asozialen» Spielleute und Jongleure teil, von denen auch in Ungarn 1953 nur noch vier lebten. Der Osten, hauptsächlich Transdanubien, erweist sich als Retardierungsgebiet auch darin, dass hier die «Historia» verbunden mit der gedruckten «Neuen Zeitung» unseres 16. Jahrhunderts erst im 19. Jahrhundert aufblühte, aber – im Unterschied zum Westen – in naher Verbindung mit den eigentlichen Volksliedern und Balladen. Auch Sagen und Heiligengeschichten wurden von diesen selber «dichtenden», schlimmheiligen Sängern aktualisiert und verbreitet, neben den geläufigen Sensationen der Rubrik «Unglücksfälle und Verbrechen». Neben viel anderem Bekanntem kommt auch das Wandermotiv des von seinen Eltern ermordeten Heimkehrers (aus Amerika!) vor, dem schon Wesselski als einer alten Zeitungssente nachgegangen ist. Der Verfasser, welcher nicht bloss ein Sammler, sondern ein Forscher ist, verzeichnet und verarbeitet auch die westliche Literatur zu dem Thema. Bedauerlich ist, dass uns nur die gute deutsche Zusammenfassung und die eindrucklichen Photos von Sängern und Hörern zugänglich sind.

Richard Weiss

Und der Wind verwaht's Lab ... Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 1957. 84 S., Melodien.

Die im Rahmen der «Kärntner Museumsschriften» herausgegebene Volksliedsammlung soll vor allem praktischen Zwecken dienen: sie möchte aus den Schätzen des im Landesmuseum Klagenfurt verwahrten Liedgutes das Beste der Allgemeinheit erschliessen. In diesem Sinn wird das handliche Liederbüchlein auch anderswo als Muster dienen können, wie Altes zu neuem Klingen kommen kann. W. Escher

Der grosse Brockhaus. 16., völlig neu bearbeitete Auflage. Bd. 11 Sol–Unj. Wiesbaden, F. A. Brockhaus, 1957.

Wählen wir für die vorliegende Besprechung zum ersten das Thema «Spiel und Spielzeug». Da begegnet uns unter dem Stichwort «Spiel» eine Wesensbestimmung des Spieles, der psychologische und kulturgeschichtliche Hinweise auf die Funktion des Spieles folgen. Begleitet von einer farbigen ganzseitigen Tafel, werden die Ausführungen über die Spielkarten besonderes volkskundliches Interesse beanspruchen. Der im Artikel «Spielkarten» enthaltene Rückweis auf das Kartenlegen führt uns über den Spielbereich hinaus in das Gebiet des Magischen. Eine kleine, Bild gewordene Kulturgeschichte des Spielzeuges bietet die zweite in diesem Zusammenhang zu erwähnende Bildtafel, wo wir an Hand von vorzüglichen Abbildungen einen Gang vom bronzeitlichen Spielzeug bis zu dem dem modernen Kind und dem Bastler besonders lieben Eisenbahn tun können.

Von den Artikeln «Sterndeutung» und «Tagewählerei» möchten wir vor allem den erstern als klärend hervorheben. Um die Stichwörter «Tod» und «Totenbestattung» reihen sich eine Menge volkskundlich und ethnographisch interessanter Stoffe, wobei unter dem letztern Stichwort viel Brauchtümliches wie Leichenwache, Totenklage, Totenweg usf. erscheint. W. Escher

Internationaler Kongress der Volkserzählforscher

Im August 1959 soll in Deutschland ein etwa eine Woche dauernder Internationaler Kongress der Volkserzählforscher stattfinden, auf dem alle Methoden und Richtungen der Erzählforschung sowie Fragen der Organisation, der überregionalen Zusammenarbeit und weitere Themen zur Sprache kommen sollen. Programm und Tagungsort werden später bekanntgegeben. Wir ersuchen Interessenten, sich an Prof. Dr. Kurt Ranke, Universität Kiel, zu wenden.

Ausgegeben November 1958

Der Nachdruck sämtlicher Artikel ist nur mit genauer Quellenangabe gestattet

Buchdruckerei G. Krebs Verlagsbuchhandlung AG., Fischmarkt 1, Basel